

Zarenlied.

Aus der „Totenfeier“ von Adam Mickiewicz.

Maß ich nach Sibirien wandern,
Wirst man mich in Ketten gar:
Stets in Untertanentreue
Will ich schaffen für den Zar.

In den Minen will ich denken:
Dieses graue Erz fürwahr,
Dieses Eisen, das ich hämm're,
Wird ein Beil einst für den Zar.

Darf ich dann ein Weib mit freien,
Sei mein Schwäher ein Tartar:
Daß aus meinem Stamm erstehet
Einst ein Pahlen*) für den Zar.

Bin ich freier Siedler worden,
Will ich fleißig ackern traun,
Wacker graben und mit Eifer
Will den schönsten Hanf ich bann.

Silbergrau der feste Faden
Kommt nach manchem lieben Jahr,
Hoff' ich, zu der hohen Gnaden,
Daß man damit henkt den Zar.

Die Schmach von Warschau.

Kurt Kram hat kurz vor Ausbruch des Krieges die
Lage der Juden in Rußland auf Grund umfassender
Studien dargestellt. (Der Jar und seine Juden.
Verlag von Carl Curtius, Berlin.) Wir bringen
daraus den Abschnitt über Warschau, auf das sich bald
alle Augen richten werden.

Nach den armenischen Massakern habe ich monatelang in Klein-
asien unter armenischen Flüchtlingen gelebt, verkrüppelten Männern,
verstümmelten Frauen, verwaisenen Kindern, verzweifeltten Müttern.
Das war herzzerreißend.

Kurz nach der Einnahme Adrianopels durch die Bulgaren be-
fand ich mich in dieser ausgehungerten Stadt, in der Cholera und
Typhus wütheten. Das war gräßlich.

Aber das Elend in Warschau ist doch noch gräßlicher als alles
andere, was ich sah.

Suche ich nach den Gründen, weshalb ich es so empfinde, so
lautet die Antwort: weil das Elend in Warschau absolut hoffnungs-
los ist.

Das Elend der armenischen Flüchtlinge konnte man doch ein
wenig lindern. Dem Elend jener türkischen Gefangenen bei Adrianopel
würde gar bald der Tod ein Ende machen. Aber dem Elend in
Warschau steht weder Tod noch Zeit eine Schranke.

Ich kam nicht von Europa her nach Warschau, sondern aus
Rußland. Ich war vorher in Petersburg, Moskau, Kiew, Odesa
und Kischineu gewesen, der Typus des ghettojuden war mir also
durchaus nicht mehr neu oder fremd. Und doch verblüffte mich das
Warschauer Elend über alle Begriffe.

Man stelle sich eine moderne Großstadt vor, in der man nicht
zehn Schritte gehen kann, nirgends, weder in der Peripherie noch
im Zentrum der Stadt, weder nach Norden noch nach Süden, nach
Osten oder nach Westen, weder diesseits der Weidigel noch jenseits,
ohne unausgesetzt auf junge und alte Männer im langen Kasan
zu stoßen, die, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie
verglommene Kohlen, wie wilde Tiere im Käfig rastlos
wegaus, wegab rennen, um irgendwie, irgendwo zehn Kopfen zu
verdienen, um davon einen alten Hering und altes Brot zu er-

*) Graf Pahlen hieß einer der Mörder des Zaren Paul; wie
es heißt, war er tartarischer Abkunft.

stehen, damit Frau und Kinder und Geschwister etwas zu essen
haben.

Das rennt von morgens bis in die Nacht nur hinter einem Ge-
danken, einer Hoffnung her: zehn Kopfen.

Die letzte Tätigkeit, die ihnen das heilige Rußland gönnt,
laufen, rennen, hinter zehn Kopfen herlaufen, die sie doch nicht
erreichen werden.

Man wird schwindlig vom Zusehen und rettet sich auf sein
Zimmer. Aber man darf nicht zum Fenster hinaussehen, denn unten
laufen sie weiter, die Tausende, das Gesicht leichenfarben, die Augen
wie verglommene Kohlen.

Es dauerte zwei Tage, bis ich imstande war, auch anderes zu
sehen.

Wertwürdig, ich bin nie von einem dieser Menschen angebettelt
worden. Sie wollten zehn Kopfen verdienen, ein Geschäft machen,
aber sie wollten nicht betteln.

Ich sah dann auch die vielen kränklichen, verwahrlosten Kinder
auf den Straßen und die vielen elenden Weiber, die wie Lasttiere
sich mühsam vorwärts schleppen und bettelten. Aber ich sah auch,
wie das alles niemandem außer mir noch einen besonderen Eindruck
zu machen schien, wie sich Warschau längst an solchen Anblick ge-
wöhnt hatte.

Und ich sah auch die Straßen und Gassen, in denen dies Elend
die Stunden der Nacht verbringt. Am Tage waren diese Gassen
vollgepfropft mit Weibern und Kindern, durch die sich, genau wie
im übrigen Warschau, die Schaar der Mitleidlosen drängte. Schmutzige
Weiber, elende Kinder, die sich auf diesen Gassen wie zu Hause
fühlten. Die Häuser ringsum dampfte Mietkassernen oder elende
Baracken, vollgepfropft mit jämmerlichen Läden, in denen es für
wenige Kopfen alles zu kaufen gibt, was man sich nur denken kann.
Aber natürlich in der erbärmlichsten Qualität. Eintönige Fische,
fauliges Fleisch, das von Fliegenwürmern bedeckt ist, abeliechendes
Gemüse, faulendes Obst. Und die Kinder und Weiber starren darauf
wie auf anderlesene, kaum erschwingliche Delikatessen. In der Nacht
aber ist es still in diesen Gassen. Unrat und Abfall aller Art fliegen
herum, und fürchterliche Dünste dringen aus allen Ritzen. Wohl
können sich hier nur Ratten fühlen.

So „lebt“ das große jüdische Proletariat in Warschau, und
überall in den Städten des Ansiedlungsgebietes sieht es ähnlich aus.
In den polnischen Städten aber ist es am schlimmsten, denn hier gab
es auch früher schon ein beträchtliches jüdisches Proletariat, das nun
seit 25 Jahren durch die Judenvertreibung aus Rußland ständig
vermehrt wird. Man denke nur an alle die jüdischen Handwerker,
die das Gesetz brotlos machte, indem es ihnen das Wohnrecht in
Rußland entzog. Man denke an alle die kleinen Händler, Krämer
und Kaufleute, die aus Rußland vertrieben wurden. In den alt-
polnischen Städten wurden sie alle zusammengepreßt wie Seringe in
einer Tonne.

Im ehemaligen Königreich Polen lebten die Juden ja tatsächlich
wie ein Volk. Mit einer Oberhäupt, einem Mittelstand, Arbeitern
und Proletariat. Und dem Proletariat ging es elend genug. Durch
die russische Judenverfolgung aber wird dies Proletariat Jahr für
Jahr ungeheuerlich vermehrt. Das eingewiesene jüdisch-polnische
Proletariat zusammen mit dem aus Rußland macht allein 25 Proz.
der jüdischen Gesamtbevölkerung Polens aus.

Man stelle sich nur einmal vor, was das heißt. Warschau besitzt
heute 800 000 Einwohner, darunter 340 000 Juden. Nehme man die
Familie zu sechs Köpfen, wie es die Statistik tut, so ergibt das rund
56 000 jüdische Familien. Nun besitzt die Warschauer jüdische Gemeinde
noch aus der polnischen Zeit her eine wohlgeordnete Gemeindeorganisation.
Sie besitzt das Besteuerungsrecht. Und zwar erhebt sie als Minimal-
steuer von jeder Familie zwei Rubel pro Jahr. Das ist gewiß
nicht übermäßig viel. Dennoch können nur 25 Proz. der Familien
diese zwei Rubel Steuer ausbringen. Allen übrigen ist nicht
einmal das möglich. Vergleichen wir das Budget der
Warschauer jüdischen Gemeinde etwa mit der Berliner, so
ergibt sich folgendes: Die Berliner Gemeinde, die 100 000
Mitglieder zählt, bringt jährlich rund 5 Millionen für
ihre Zwecke auf. Die Warschauer Gemeinde von 340 000 Mit-
gliedern knapp eine Million. Diese dreimal so große Ge-
meinde besitzt also nur eine um 80 Proz. niedrigere Steuerkraft.
Das sagt alles.

Aber wir müssen noch folgendes bedenken: Rußland behält die
jüdischen Elemente, die sich durch besondere geschäftliche Begabung,
die Konsteute erster Gildes, und durch Bildung, die Studierten, aus-
zeichnen, sowie einen Teil der Handwerker für sich. Nur die andern
Elemente stößt es ab und verjagt sie in das Ansiedlungsgebiet.
Das sind in der Hauptsache kleine Konsteute, Händler, Krämer und
Handwerker, deren Tätigkeit Rußland nicht mehr als Handwerker
gilt, also Schichten, die bisher schon kein beträchtliches
Einkommen besaßen und die zum guten Teil schon in Rußland von

der Hand in den Mund lebten, wenn sie auch nicht als Proletariat
oder gar als Paupers gelten konnten. Die Massen dieser Be-
völkerung lebten naturgemäß nur einem Gedanken, der ihr ganzes
Innere erfüllte: Wie verdiene ich das für mich und meine Fa-
milie Notwendige zum Leben? Für andere Gedanken ließ ihr Leben
keinen Raum.

Für diese Leute gibt es nur dreierlei Existenzmöglichkeiten
in Polen. Sie müssen einmal, ob sie wollen oder nicht, den ein-
heimischen Juden einen Teil der Lebensmöglichkeit wegnehmen
trauten, wollen sie nicht einfach verhungern. Und sie können sich
zweitens als Juden, die Rußland kennen und russisch sprechen, durch
Zwischenhandel aller Art zwischen Polen und Rußland neue Lebens-
möglichkeiten schaffen. Gelingt aber keins von beiden, so bleibt
ihnen nur noch übrig, das einheimische Proletariat zu verdrängen.
Jedenfalls sind die russischen Juden unter allen Umständen die
schärfsten Konkurrenten der polnischen.

Die russische Regierung versprach sich nun von dieser Situation
noch einen besonderen Vorteil. Sie glaubte, gegebenenfalls die einen
gegen die anderen auszuspielen zu können, denn ein harter Konkurrenz-
kampf erzeugt nicht gerade Liebe. Sie überließ dabei allerdings
völlig, daß noch stärker als Konkurrenzkampf gemeinsame Not kein
Kann, wenn die Hauptkluft an dieser Not keiner von beiden trägt,
wie jeder von beiden weiß. Das Bewußtsein der gemeinsamen Not
erweckte sich denn auch in der Tat stärker als alles andere. Die
russische Regierung wird schließlich jemals die einen gegen die
anderen auszuspielen können, denn alle Juden in Polen, mögen sie
nun russisch oder polnisch sprechen, kennen jetzt ihren gemeinsamen
Feind zur Genüge.

Einst empfanden die polnischen Juden als Polen nationalistisch
im Sinne einer polnischen Nationalpolitik. Die russischen Juden
hingegen empfanden sich zu derselben Zeit durchaus als Russen.
Auch noch unter den Torturen der russischen Gesetzgebung galten
sie sich immer nur als Russen, wenn auch nicht als
Freunde des herrschenden Absolutismus. Als solche kamen sie
dann auch nach Polen, und man hätte annehmen können,
daß nun der polnische Nationalismus davon profitieren würde. Einen
Augenblick lang sah es auch so aus. Vergleicht man die polnische
Kultur etwa mit einem leichten, schnecken Jagdwagen, so mühte man
die russische mit einem schweren Lastfuhrwerk. Seitdem
Polen russisch wurde, hat man den leichten Jagdwagen an das
schwere Lastfuhrwerk angehängt. Man kann sich leicht vorstellen, wie
den Insassen des Jagdwagens dabei zumute ist.

Wären die Polen klug gewesen, so hätten sie wohl auch die
russischen Juden für sich gewonnen. Aber sie waren nicht klug. Als
die letzten Dumaabwahlen vor der Tür standen, erklärten die beiden
polnischen Kandidaten in Warschau, daß sie nicht für Gleichberechtigung
der Juden eintreten könnten, und damit trieben sie sowohl die
russischen wie die polnischen Juden von ihrer Seite, soweit sie auch
nur einige Selbstschätzung besaßen. Die Folge war, daß Warschau,
die Hauptstadt Polens, überhaupt keinen polnischen Vertreter in
die Duma senden konnte. Der Vertreter Warschaus wurde ein
russischer Arbeiter. Die russische Regierung konnte sich ins Kaufische
laden, die Polen aber schämten vor Wut; und in der ersten Wut
beschlossen sie den Boykott aller jüdischen Geschäfte Warschaus.

Längere Zeit durchführbar ist ein solcher Boykott ja überhaupt
nur für besser situierte Kreise. Der Arbeiter und der kleine Mann
kann sich das einfach nicht leisten. Er muß kaufen, wo er keinen
Bedarf an billigsten haben kann, und das ist für ihn in jüdischen
Geschäften immer noch am leichtesten möglich. Die kleinen jüdischen
Geschäfte leiden unter dem Boykott direkt also fast gar nicht. Die
besser situierten Polen oder suchen immer noch den Boykott durch-
zuführen.

Der vornehme Pole gab sich von jeher nur mit zwei
Dingen ab, mit Landwirtschaft und Politik. Alles andere
erhielten ihm stets minderwertig und verächtlich. „Händler“
ist im Polnischen auch heute noch ein Schimpfwort. Der Pole
duldet den Juden immer nur, soweit er ihn braucht. Und
wenn der Pole seine Verachtung des Juden für einige Zeit nicht
mehr so rückhaltlos dokumentierte wie früher, so geschah das sicher-
lich nur im Hinblick auf das verhaßte Rußland, mit dem er auch in
dieser Beziehung nicht in einen Topf geworfen werden wollte. Der
Mißerfolg bei den Wahlen aber hat die polnische Gesellschaft mehr-
los gerast. Die Unbequemlichkeiten des Boykotts sehen sie immer
wieder mit Nabelstichen. Der Jude muß es dösen.

Wird so dann der russischen Regierung und der polnischen Ge-
sellschaft, die hier wirklich in derselben Topf gehören, der scharfe
Typhus des „polnischen Juden“ bereitet, so glauben die besseren Kreise
einen anderen Ausweg gefunden zu haben. Da das Land, das sie
geboren, sie mit Füßen tritt und verhöhnt, streben sie nach einer
neuen Heimat in dem Land, das vor zweitausend Jahren die Heimat
ihres Volkes war. Diese Kreise fallen immer mehr dem Zionismus

Zus und Recht.

Roman von Fred W. Gardt.

9.

Der große Schwurgerichtssaal war bis auf den letzten
Platz besetzt, als Frank Werner kurz vor neun Uhr durch die
Heine Tür eintrat. Einen Augenblick blieb er stehen, gebannt
durch die tausenden Blicke, die sich auf ihn richteten und durch
das Schweigen im weiten Raume, das wie eine Mauer sich vor
ihm erhob. Eine riesige Arena, und da saßen die hunderte
und hunderte Zuschauer und warteten in listerner Reugierde
des Kampfes, der hier ausgefochten werden sollte.

Roch es nicht nach Blut?

Doch nur einen Augenblick zögerte Frank Werner, dann
ging er mit sicheren Schritten die fünf Stufen zum Saale
hinab und zur Anklagebank. Er machte sich selbst die
Barriere auf.

Justizrat Loffo und Dr. Meuser saßen am Verteidigerisch
und waren in ein Gespräch vertieft. Durch das Geräusch des
Zuschlagens der Barriere aufmerksam gemacht, blickten sie auf
und kamen auf ihn zu. Dr. Meuser sah steif und gereizt aus,
sein roter Schnurrbart war aufgewirbelt und er trug einen
lächerlich hohen Stechstragen, der sein eckiges Kinn fest ein-
klemmte. Justizrat Loffo war ernst, sein kluges freundliches
Gesicht erschien Frank Werner fremd, wie für eine feierliche
Schaustellung zurecht gemacht.

Zu großen Raume begannen die Stimmen wieder zu
schwelen und zu schwirren. Eine seltsame Unruhe strömte von
den Bänken herüber. Das Unbehagen des zur Schaustellung
seins kroch zu ihm, er wollte rufen, was geht Euch mein Leid
an, paßt nicht so!

Vor den Bänken waren Stühle für die Zeugen aufgestellt.
Zwei Herren erhoben sich. Das Knirschen der Stühle auf dem
Fußboden ließ Frank Werner aufsehen. Kommerzienrat von
Boisch und Major von Köstlich kamen auf ihn zu. Der Major
ging hochaufgerichtet, die Sporen klirrten. Einige Schritte
hinter ihm der Kommerzienrat, steif und korrek in einem
schwarzen bis oben zugespitzten Gehrock. Das häßlich Ge-
sprungene lächelte Frank Werner, daß er seine Freunde ge-
messen und ernst begrüßte.

Da kam hastig der alte weißhaarige Saaldienner auf sie
zu und sagte leise: „Der Herr Staatsanwalt läßt die Herren

Zeugen erfragen auf ihre Plätze zu geben.“ — Und ganz leise,
wie verlegen: — „Es geht nicht, meine Herren, es geht nicht.“

Kommerzienrat von Boisch trat sofort zurück, aber Major
von Köstlich sagte laut: „Ich wußte nicht, daß es mir nicht
gestattet ist, meinen Freund Dr. Werner zu begrüßen. Ich
kenne die Gerichtsurancen nicht.“

Er sprach ruhig, doch jedes Wort war deutlich hörbar im
ganzen Saale. Er reichte Frank Werner nochmals die Hand
und drückte sie fest und ging mit Kommerzienrat von Boisch
langsam zurück. Drüben an seinem Pulste brügte Staats-
anwalt Diestel den Kopf über die Akten. Der alte weißhaarige
Diener blickte nach Dr. Werner und schmunzelte.

Der Zwischenfall hatte ihm seine Ruhe und Sicherheit
wiedergegeben. Er sah sich im Zuschauertraum um: Vorn
sahen die Zeugen. Er kannte sie fast alle. Einfach und ver-
legen sein Bureauchef, ein dickes Aktenstück auf den Knien.
Neben ihm Frau Diebe. Sie verjagte, ihm zuzunicken. Einige
Stühle weiter, neben Kommerzienrat von Boisch, sah Karl
Gentel mit verkrüppelten Armen und einem Gesicht, als ob
er sich in sehr schlechter Gesellschaft befände. Dann, der ver-
eidigte Bücherrevisor. — Der Direktor der Treuhändergesellschaft.
— Wer war das? Der Oberkellner vom Englischen Garten.
Wie sah der dicke Franz komisch aus in einem Jackettanzug. —
Einige Kriminalschutzeleute, indifferente Physiognomien mit
dem Ausdruck einer gemachten Ehrbarkeit. — Einige andere
Leute, die er nicht kannte, wahrscheinlich Personen, die über
die geschäftlichen Beziehungen zu Felix Winker Auskunft
geben sollten. Aber wo war Felix Winker? Er suchte mit
den Blicken die ganze Reihe ab. Dort am anderen Ende sahen
er und seine Mutter und Fräulein Mand. Waren es wirklich
die beiden, Mutter und Sohn? Felix Winker, ohne Monofel,
mit einem bürgerlichen Klemmer und einem behäbigen, ein-
reihigen Gehrock! Er nahm sich wie ein Bankbeamter aus,
der gerade genug verdient, um nicht zu verhungern. Und die
alte Frau Winker-Crichton mit einem altmodischen Kapot-
büchchen, unter dem die weißen Haare schlicht zurückgekämmt
waren, in einen langen dunklen Mantel gehüllt, der nicht ganz
neu schien. In den Händen hielt sie einen Krüdstock. — Sind
das Komödianten! — Fräulein Mand trug ein dunkles Belz-
jäckchen und eine Belzstappe, dieselbe, wie damals in Mon-
treux, als sie aus dem Vestibül trat und der Litboy so schmutzig
löffeln grinst. Die Hände lagen lässig im Schoß, und ab und
zu wippte sie mit ihrem rechten Fuß und freute sich, daß ihr
Nachbar, ein corpulenter Herr mit einem roten Gesicht, das

wohlgefallig bemerkte. — Frank Werner wunderte sich, daß
er gar keine Wut empfand bei dem Anblick dieser Menschen.
Er war seltsam fern von alle dem, was ihn umgab. Hinter
den Zeugenbänken stiegen die Bänke für das Publikum amphi-
thetralisch auf. Kein Platz war unbesetzt. Damen neben dem
dicken Fleischer und Rentier, korrekte Leute und höchstehendes
Gesindel, Bekannte und Unbekannte. Sie dampften vor Un-
gebuld. Wenn die Vorstellung doch beginnen wollte — so
etwas bringt nicht einmal der Kino. — Wie sie ihn anstarrten
— ekelhaft, Frank Werner wendete den Blick ab.

Neben dem Richterisch, der fast die ganze andere Schmal-
seite des Raumes einnahm, sah an einem kleinen erhöhten
Pult Staatsanwalt Dr. Diestel und blätterte in einem Akten-
stück. Er war ganz geschwollen vor verhaltenem Pathos. Ihm
gegenüber ein junger Referendar, der das Protokoll schreiben
sollte. Er hatte Verklopfen und drapierte sich inzwischen in
die formliche Afterwürde des Richters. — Wird der froh sein,
wenn die Geschichte aus ist!

Bei einem langen Tisch vor den Bänken der Geldswore-
nen, gegenüber dem Platz der Verteidiger, standen die
Zeitungsreporter; der lange Bräunlich von den neuesten
Nachrichten. Er sprach eifrig mit seinem Nachbar, dem Bericht-
erstatter für den Anzeiger. Der würde ein Freuilleton bringen,
ganz bestimmt, er hatte literarische Ambitionen.

Da tönte der scharfe Klang einer Glocke aus dem Richter-
zimmer, und fast gleichzeitig traten die Richter ein. Das
Publikum erhob sich schorrend. Der Vorsitzende, Landgerichts-
direktor Arant, schritt hoch aufgerichtet auf seinen Platz zu,
massig und breit, der lange dunkle Talar floß ihm um die
Schultern wie ein Krönungsmantel. Hinter ihm der kleine
Landgerichtsrat Dohme und Sibig mit der großen goldenen
Brille, und der alte Varras, der müde und gelangweilt aus-
sah. Wo blieb aber Landgerichtsrat Schulz? Statt dessen setzte
sich ein jüngerer Herr auf den freien Platz, den Frank Werner
nicht kannte. Ein Gesäß des Unbehagens überkam ihn, da er
den klugen Kopf vom Landgerichtsrat Schulz mit den nach-
sichtigen Augen nicht sah. Landgerichtsdirektor Arant nahm
Platz und das Publikum drängte sich auf die Sitze. Dann
wurde es ganz still.

„Wir treten in die Strafsache ein gegen den Rechtsanwalt
Dr. jur. Frank Werner aus Leipzig wegen Betrugs und Er-
drosselung.“

Der ruhige kühle Blick streifte Frank Werner. — Ja, er
war es, der Angeklagte.

zu. Der Zionist aber hat mit dem Ghettosjudentum jedenfalls das gemein, daß er sich ebenfalls nach Kräften von allen Nichtjüdischen als einer feindlichen Welt absondert. Wer Rußland und Polen auch nur ein wenig kennt, wird diese Reaktion sehr gut verstehen, denn sie besagt ja nichts anderes, als daß auch im östlichen Judentum trotz allem, was ihm angetan wird, noch nicht der letzte Funke von Selbstachtung hat getreten werden können, aber er wird unter allen Umständen diese Entwicklung bedauern müssen und sich gegen ein Regierungssystem zur Wehr setzen, das diese Entwicklung herbeiführt und mit allem nur denkbaren Jynismus fördert. Denn das heißt ja nichts anderes, als die Judenfrage, die sonst endlich zur Ruhe kommen könnte, für die ganze gestirnte Welt in Permanenz erklären, denn schon seit gut und gern zwei Menschenaltern war sie ja sowieso nichts anderes mehr als eine Ostjudenfrage. Die ganze zivilisierte Welt hätte allen Grund, dem nicht länger stumm zuzusehen und die Äpfeln zu zucken. Diese Sache geht längst nicht mehr Rußland allein an, sie geht um alle an, die ganze Menschheit, soweit sie auch nur den geringsten Anspruch macht auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit, mag sie sich im übrigen deutsch, französisch, englisch oder amerikanisch nennen. Aus einer russischen Frage ist hier eine Weltfrage geworden. Was das absolutistische Rußland auch weiterhin danach trachtet, diese Frage in der ihm geläufigsten Manier asiatischer Barbaren zu lösen, indem es die Juden einfach würgt, der übrigen Welt werden andere Mittel besser anstehen, um eine Lösung der Frage herbeizuführen.

„Brüder! Liebe Brüder...!“

Die Woche war dahin gerollt, dahin gefaßt, in dem wilden Wirbel der Ereignisse.

Genau acht Tage vorher stand er mit dem jungen Russen, der nun ein Jahr lang sein Studien- und Werkstattgenosse war, auf dem Bahnhof. Vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatten sie sich als Brüder gefühlt, sie die eine gemeinsame Mutter hatten: die Partei. Andrej, der Russe, hatte hier in Kreise der Genossen sofort seine geistige Heimat gefunden, nahm an ihren Freuden und Leiden teil, fühlte sich als einer der ihnen und wurde von ihnen auch dafür angesehen. Er war allen diesen ein Bruder geworden, und sein Lieblingsbruder war sein Studien- und Werkstattgenosse Fritz. Fritz gab seinen Beitrag für den Hilfsfonds zugunsten politischer Gefangenen in Rußland und Andrej hatte erst am Tage vorher einen Teil seines Lohnes für die Ausgeperrten in der Laufzeit gegeben.

Und nun kam mit einem Schläge diese Katastrophe, kam für Andrej die Notwendigkeit, Deutschland zu verlassen. Nach Rußland, in des Jaren Dienst, wollte er nicht. Er hatte mit angehen, wie das Jaren Edergen blutige Arbeit unter dem russischen Kolle getan, und das hatte ihn ja hinausgetrieben, er konnte und wollte nicht mehr „Unterthan des Jaren“ sein. Und da war für ihn die Heimkehr ausgeschlossen. So zog er denn weiter fort in ein anderes Land, und Fritz gab ihm das Geleit. Die sie so am Bahnhof standen, erfuhren sie die fürchterliche Nachricht: Jean Jaurès ermordet! Und wie mit einem Schläge trat ihr persönliches Leid gegen diesen Verlust der Internationale zurück und der Russe und der Deutsche standen da und fühlten ihn mit, den Schmerz der französischen Brüder.

Und eine Woche später steht Fritz wieder auf dem Bahnhof, mit vielen, vielen anderen. In Felduniform. Seine Züge sind ernst, seine Augen sprühen und zucken, seine Stirne runzelt sich, und während er die Waffenbrüder rings um sich mustert, zuckt es durch sein Hirn:

„Also in den Krieg... und ich gegen die Franzosen... und vorige Woche bin ich da gestanden und wie ich das von Jaurès gehört habe... und jetzt gegen die Franzosen... ich werde kämpfen — ich werde töten...“ Er schließt die Augen für einen Augenblick — ich werde Franzosen töten... vielleicht jemand, der eben so denkt wie ich... vielleicht jemand, der in der vorigen Woche an seine deutschen Brüder gedacht hat... und ich werde das Hirn geräuschvoll, das diesen Gedanken gedacht hat, und werde das Herz durchstoßen, das dieses Gefühl zitternd empfunden hat... denn ich steh' hier in Reih und Glied... und ich werde mich schlagen.“

Er mustert die Schar rings um sich und plötzlich wird ihm eins klar:

„Die dort haben es leichter — die ziehen gegen den Feind, den sie vielleicht schon früher gehaßt haben... oder wir, wir von der Internationale... wir haben es schwerer... Wir haben sie, gegen die wir ziehen, ja gestern als Brüder geliebt und werden sie morgen als Brüder wieder lieben müssen... Wir bringen das größere Opfer, wir, die den Völkervertrag nicht kennen... Wir bringen das allergrößte Opfer, da wir dem Rufe folgen, in der Stunde der Not...!“

Um ihn wird Hurra geschrien. In ihm dröhnen plötzlich die

Worte „Brüder, liebe Brüder!“... Er ruft es in die Welt hinaus, er ruft es der dröhnenden, blutigen Zukunft entgegen...“

Die sechs Rassen Europas.

Der Begriff der Rasse wird in der Völkerkunde nicht einheitlich gefaßt und meist werden als solche nur die arische, mongolische, afrikanische, malaisische und amerikanische unterschieden. Aber auch das Völkergemisch in Europa ist nach Rassen unterschieden worden. Zunächst wurden die europäischen Völker gleichfalls nach der Hautfarbe in hellfarbige und dunkelfarbige getrennt. Weiter ist dann der Anthropologe Deniker gegangen, der nach dreißigjährigem Studium das Vorhandensein von sechs europäischen Rassen zu erkennen geglaubt hat. Er hat eine erstaunliche Menge von Beobachtungen über die Kopfform, den Körperbau, die Farbe der Augen und des Haars bei den einzelnen europäischen Völkern gesammelt und gefaßt. Hinsichtlich der Kopfform wird ein langschädliges und ein kurzschädliges Typus unterschieden, der durch das Verhältnis der größten Breite des Kopfes zu dessen größter Länge angedeutet wird. Dieser sogenannte Schädelindex hält mit dem Betrag von 80 etwa die Mitte. 78 bis 73 sind langschädlig, 82 bis 80 kurzschädlig Typen, deren jeder eine bestimmte Verteilung innerhalb Europas besitzt. Nach der Körpergröße wird eine Länge von 165 bis 167 1/2 Zentimetern als Mittel bezeichnet, alles darüber als groß, alles darunter als klein. Die großen Gestalten finden sich namentlich im Nordwesten Europas. Der Rest der europäischen Bevölkerung ist von mittlerem oder kleinerem Bau, wovon jedoch die Bewohner der Balkanhalbinsel eine Ausnahme machen. Mit Rücksicht auf die Farbe des Gesichtes, der Augen und des Haars ist der brünette Typus, also dunkelbraune bis schwarze Augen und Haare, am leichtesten zu erkennen und daher als Grundlage für die Einteilung anzunehmen. Völker, unter denen sich 17 bis 30 Proz. Brünette finden, werden als mittelbräunliche bezeichnet, solche mit weniger als 17 Proz. Brünetten als blond und die mit mehr als 30 Proz. Brünetten als dunkel. Die größten Gegensätze bilden in dieser Gruppe die Schweden mit nur 3 Proz. und die Italiener mit 70 Proz. Brünetten. Nordeuropa ist hauptsächlich blond, Südeuropa dunkel, Mitteleuropa mittelbräunlich.

In Mitteleuropa sind Flächen mit vorwiegend blonder Bevölkerung selten, dagegen solche mit vorwiegend dunkler ausgebreitet. Danach soll die gegenwärtige Bevölkerung Europas ihrem Ursprung nach aus sechs Hauptströmen zusammengesetzt sein, deren wesentliche Merkmale und räumliche Verbreitung ungefähr bestimmt werden kann. Die erste Rasse ist blond mit gelocktem Haar, langschädlig, sehr oft mit langem Gesicht und mit gerader, vortretender Nase; sie wird als nördliche Rasse bezeichnet, weil ihre Vertreter fast ausschließlich auf Nordeuropa beschränkt sind. Sie ist auch als kymrische, als teutonische und germanische Rasse bezeichnet worden. Die zweite Rasse ist die östliche, mit ihrem Hauptstamm in Osteuropa, blond, schichtartig, mächtig kurzschädlig, von kleiner Statur mit breitem vieredrigem Gesicht und oft eingebogener Nase. Als Unterasse ist die sogenannte Weichselrasse in Polen in Teilen von Preußen und vermutlich in Sachsen und Schlesien zu betrachten. Die dritte Rasse ist die iberische, dunkel, mit zuweilen lockigem Haar, langschädlig, sehr klein und mit gerader oder eingebogener Nase, im wesentlichen übereinstimmend mit der mittelbräunlichen, die hauptsächlich auf der Iberischen Halbinsel und auf den Inseln des westlichen Mittelmeeres vorkommt. Die vierte Rasse ist die westliche oder die vordennarische, dunkel und mit sehr kurzem und rundem Schädel, klein mit rundem Gesicht, breiter Nase und unterlegtem Körper. In größter Reinheit findet sich dieser Typus im äußersten Westen Europas, aber auch noch in anderen Gebieten verstreut, wo sie als keltische, keltoligurische, keltostawonische, larmatische, rätische und ligurische Rasse bezeichnet worden ist. Die fünfte Rasse, mächtig langschädlig und recht groß, ist die Küstenrasse an der Küste des Mittelmeeres von Gibraltar bis zum Tiber und in einzelnen Gruppen auch an der atlantischen Küste, aber niemals weiter als 200 Kilometer vom Meer entfernt. Die sechste Rasse endlich ist dunkel, kurzschädlig, groß mit schmaler, gerader oder gebogener Nase, sie bezeichneten als adriatische oder dinarische Rasse, die in der Umgebung des nördlichen Adriatischen Meeres vorkommt, besonders in Bosnien, Dalmatien, Kroatien und im Innern der Balkanhalbinsel, vereinzelt aber auch in Mitteleuropa.

Außerdem sind noch einige Unterassen zu unterscheiden, die sich, ähnlich wie die erwähnte Weichselrasse an die östliche Rasse, an andere Rassen anschließen, nämlich an die nördliche, an die Küstenrasse und an die adriatische Rasse. Da diese Forschungen über die europäischen Rassen bisher jedenfalls die umfassendsten gewesen sind, ist es wertvoll zu prüfen, wie die unterschiedenen Rassen sich vorläufig zu dem europäischen Kriege gestellt haben. Die nördliche Rasse steht auf deutscher Seite oder verhält sich neutral bis auf die Engländer, deren Verrat an der Rassenzusammengehörigkeit dadurch aufs Schärfste gekennzeichnet wird. Die zweite, östliche Rasse, stellt sich im Gegensatz zur germanischen. Die iberische Rasse ist neutral. Die westliche oder vordennarische Rasse hat sich mit der östlichen gegen die germanische verbunden. Die fünfte verhält sich wiederum neutral mit Ausnahme der südfranzösischen Küstenbevölkerung. Die sechste endlich ist die gepaltene, da ihr sowohl die Serben wie die Bulgaren des österreichischen Kronlandes angehören. Von Wichtigkeit ist auch die Abtrennung der Unterassen der Weichsel von der östlichen Rasse, weil Polen danach auch einem Rassengefühl Rechnung tragen würde, wenn es sich von Rußland löst.

Die Ahnen des Maschinengewehrs.

Der Laie, der in diesen Tagen hier oder dort inmitten von Truppenkörpern Maschinengewehre vorüberziehen sieht, blüht auf sie gewöhnlich mit besonderer Aufmerksamkeit, scheinen sie ihm doch die neuesten Erfindungen der Militärtechnik darzustellen. Aber diese Anschauung ist nur zu einem sehr geringen Teile zutreffend, in Wirklichkeit ist das Maschinengewehr fast so alt wie die artilleristische Kunst überhaupt. Die Stademeister des Mittelalters haben das Problem des Maschinengewehrs bereits klar formuliert und auch auf ihre Weise gelöst; wenn ihre Lösung in unseren Zeiten vergessen wurde, so lag das daran, daß sie im Laufe der Jahrhunderte gegenüber den großen Fortschritten der artilleristischen Leistungsfähigkeit zurückbleiben mußte. Der Ipeid des Maschinengewehrs ist es, mit möglichst Schnellfeuer eine möglichst große Anzahl von Geschossen gegen den Gegner zu schleudern. Diese Aufgabe suchte man schon im 14. und im 15. Jahrhundert dadurch zu lösen, daß man eine Anzahl von kleineren Geschützrohren zu einem Ganzen verband. In den Kämpfen und Kämpfen jener Zeit ist oft von diesen Urformen des Maschinengewehrs die Rede, unter allen möglichen diktatorischen Namen spielten sie tapfer ihre Rolle. Aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts verschwanden sie aus dem Arsenal der Artilleristen und lebten nur noch in gelehrten Berichten und Abhandlungen über Ballistik fort.

Erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts begann die Wiebergeburt des Maschinengewehrs; eigentlich im amerikanischen Sezessionskriege. Hier tauchten zuerst die Gatlingischen Revolverkanonen auf und spielten bei manchen Kämpfen eine wichtige Rolle. Sie waren in der Tat imstande, in der Minute 300 Schuß abzugeben. Freilich, heutigen militärischen Ansprüchen würde diese Revolverkanone nicht genügen, aber sie gab doch den Anstoß zu weitergehenden neuen Versuchen. Ihre erste Frucht wurde die Mitrailleuse von Veffe, die kurz vor 1870 im französischen Heere eingeführt wurde und von der sich die Franzosen bei ihrem Kampfe gegen uns Wunderdinge versprachen. Wir wissen, daß diese Mitrailleuse unsere Truppen nicht aufzuhalten vermochte; jene alte französische Mitrailleuse bestand gleichsam aus einem Bündel von 25 gezogenen Läufen; das Geschütz hatte ein Kaliber von 13 Millimetern. Allein der komplizierte Mechanismus dieses Maschinengewehrs betwahrte sich im Felzuge nicht, und auch seine Leistungen

— man konnte 150 Geschosse in der Minute ausenden — enttäuschen. Neben den Veffe-Mitrailleusen führten die Franzosen damals gegen uns auch die Montigny-Mitrailleuse. Nach dem Kriege verloren diese vielbewunderten Maschinengewehre ihr Ansehen. Auf Festungen und auf Schiffen leisteten sie kümmerlich ihr Leben fort.

Den entscheidenden Anstoß zur Verwirklichung des bisher unerreichten artilleristischen Kleinfuermaterials brachte der amerikanische Artillerieingenieur Gotshalk mit seinem Maschinengewehr. Ihnen folgten die Maximischen Maschinengewehre, die freilich im Anfang auch nicht den Erfolg fanden, den man ihnen prophezeit hatte. Die eigentliche Entwicklung des modernen Maschinengewehrs setzte erst vor etwa 20 Jahren ein; die Engländer lernten die Waffe 1868 bei ihren Kämpfen in Sudan und später im Burenkriege kennen. Im größeren Umfange trat das Maschinengewehr jedoch erst im russisch-japanischen Kriege in Aktion; bei Rügen sah man auf Seiten der Japaner gegen 200 und auf Seiten der Russen gegen 100 Maschinengewehre in Tätigkeit und konnte sich davon überzeugen, welche Vorteile diese Waffe sowohl beim Angriff wie auch bei der Verteidigung bieten kann.

Die Fortschritte der modernen Maschinengewehrtechnik liegen nicht nur in der Ausnutzung des Rückstoßes oder der Pulvergase zur Selbstladung, sondern vor allem in der Vereinfachung der Konstruktion und in der Verbesserung der notwendigen Kühlung des Laufes. Dazu kommt gegenüber allen älteren Modellen die erhebliche Verminderung des Gewichtes.

Kleines Feuilleton.

Man muß sie hören alle beide.

Gegenüber den Schilderungen von Grenzjemen, die sich in Frankreich und Belgien bei der Flucht der Deutschen abspielten, ist es nützlich, auch andere Stimmen zu hören. Der „Abemisch-Westfälischen Zeitung“ wird z. B. berichtet: „Am Montag haben diese deutsch-feindlichen Rundgebungen in Brüssel begonnen; der Pöbel hat die Schaufenster im Tichischen Warenhaus und anderen Kaufhäusern deutscher Firmen und der deutschen Cafés zertrümmert und die Deutschen auf der Straße belästigt und angegriffen. Die Polizei sei energisch dagegen eingeschritten, am Dienstagabend sei sie aber machtlos gewesen gegenüber dem Pöbel, so daß die Straßen mit deutschen Geschäften vom Militär abgesperrt werden mußten. Auf den Rat des deutschen Konsuls hätten sich die Deutschen an den beiden nächsten Tagen nach Belgien nicht auf der Straße sehen lassen. Am Donnerstagmittag erhielten die Deutschen auf dem Konsulat den Bescheid, daß die beantragten Eisenbahnzüge von der belgischen Regierung gestellt werden würden; die Deutschen möchten sich um 9 Uhr abends vor dem Konsulat einfinden. Das geschah auch. Um den Pöbel, der die deutschen Landleute wieder anzugreifen drohte, fernzuhalten, wurde die Straße von der Zivilgarde vollständig abgesperrt. Die Deutschen hatten sich schon darauf gefaßt gemacht, daß sie die Nacht über vor dem Konsulat einfinden und auf den Treppen zubringen müßten, gegen 10 Uhr erschienen aber belgische Offiziere und brachten die Deutschen mit starkem militärischen Schutz nach dem großen Jirkusgebäude, wo sie für die Nacht Unterkunft fanden. Die Zivilgarde bemühte sich auf Anweisung der Offiziere lebhaft um die Deutschen; man schaffte Trinkwasser, Schokolade und für die Kinder Milch herbei, so daß alle gut aufgehoben waren. Der Bürgermeister von Brüssel hatte bereits am Mittwoch einen Antrag erlassen und der Bürgererschaft dringend empfohlen, den Pöbel von Ausrichtungen gegen die Deutschen abzuhalten, denn diese seien doch ordnungsliebende Mitbürger gewesen und könnten nicht für die Maßnahmen ihrer Regierung verantwortlich gemacht werden. Freitag früh wurden die Deutschen — etwa 5000 — nach der Bahn gebracht. In vier Sonderzügen fuhren sie durch Holland über Wesel in die deutsche Heimat zurück.“

Kriegs-Gaudi.

Die „Magdeburgerische Zeitung“ wendet sich gegen die „Schwachsöpfe männlichen und weiblichen Geschlechts“, die sich in dieser ersten Zeit unwürdig aufführen:

„So ist die schöne, von den Soldaten so dankbar empfundene Verpflegung durchziehender Truppen zum Teil zu einem Gaudi eines in Festungstraukleidung einherziehenden gedankenlosen Jungmädchentums herabgezogen worden, ein durch kein vernünftiges Ueberlegen geregeltes Mitgefühl einzelner sich an den Truppen Ausstoben. Alle klaren Anordnungen der leitenden Damen und Herren vermochten nur schwer gegen diese infotale, nur auf das Ausleben ihrer eigenen Instinkte bedachte Torheit sich durchzusetzen. Ein Mangel an Disziplin, an selbstlosem Sinn-Einsitzen, der hinter all das herkömmliche Gerede von der Reife des weiblichen Geschlechtes ein großes Fragezeichen setzt... Hier und an anderer Stelle feiert der zu nervöser Raschheit gesteigerte geschäftliche Rührigkeit verfloßener Friedenszeiten wahre Orgien planlosen Selbstmüllens.“

Scharf gekehrt werden muß auch das tumultuarische Zusammenlaufen, wenn russische Arbeiter militärisch durch die Straßen geleitet werden; was soll man da erst erwarten, wenn die ersten Gefangenenzüge durchkommen. Eine kleine raddaulige, teilweise hysterische Wünderheit verläßt nach außen den würdigen Ernst der großen Menge unserer Bevölkerung, es wäre an der Zeit... daß man gegen den Straßenrummel gegebenenfalls mit einigen Schlauchlinien der städtischen Feuerwehr vorgehe.“

Es kann nicht Aufgabe der Presse sein, aus Rücksicht auf überzarte Gemüter in solcher Zeit still gerade sein zu lassen. Sie hat im Gegenteil jetzt die Aufgabe zu helfen, daß die Begriffe sich wieder klären, daß man abstoßt, was ungesund ist und faul nennt, was fauler Zauber ist.“

Notizen.

— Die königliche Bibliothek verbietet Russen, Engländern, Franzosen und Serben den Zutritt zu ihrem Lesesaal. Ob man es in London und Paris mit den Deutschen ebenso machen wird?

— Im Schiller-Theater Charlottenburg findet Donnerstag, abends 8 Uhr, die Eröffnungsvorstellung dieser Spielzeit statt, deren volle Bruttoeinnahme dem Roten Kreuz überwiesen werden soll. Zur Aufführung kommt Heinrich von Kleists fünfaktiges Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg“.

— Die Humboldt-Akademie hat beschloffen, für deutsche Reichsangehörige, Militärpflichtige, Pfleger und Pflegerinnen praktische Interdisziplinäre in englischer, französischer und russischer Sprache einzurichten. Interessenten werden gebeten, sich persönlich oder schriftlich im Hauptbureau, Kurfürstenstraße 166, I (König 8794, 10-12, 1-5) zu melden.

— Aufstellung der nordfriesischen Insel Röm. Der „Holzweil“ zufolge hat ein Kontrakt bei Rostum auf 1000 Hektar Heideboden gekauft, das nun aufgeforstet werden soll. Gelingt dieser Versuch, so sind für die Insel neue Kulturmöglichkeiten eröffnet, die der Abnahme der Bevölkerung entgegenwirken können, und man kann auch auf den anderen Nordsee-Inseln ähnlich vorgehen — falls sie nach dem Kriege noch existieren.

— Die Stimme des ferneren Kriegers. Im „Verl. Tagebl.“ fand sich folgende Annonce: „Als Erinnerung an unsere Krieger! Als Trost und Erinnerung an die ins Feld ziehenden Angehörigen ist einem jeden Gefolgshen geboten, die Stimme seiner Lieben naturgetreu und dauernd auf Schallplatten festzuhalten.“ Das Blatt machte dann noch extra Reklame für diese gefühlvolle Sache, die der Anregung eines Operetten-Komponisten entsprungen ist. Käufers tritt wohl auch noch die Filmindustrie in Aktion, um den Leuten zu einem lebenden Bilde der Trennungsjahre zu verhelfen. Wäßen diese Menschen Herzen haben, daß sie in solchem Augenblick noch schnell ein Geschicklichen inszenieren können! Ein Bild, eine Note, der letzte Ruf: das sind Erinnerungen, an die das Herz sich klammern kann. Aber die Schallplatte des Plärkstens? Blau Zerkel!